

Eine Armee bricht zusammen

*Ereignisse
an der Schweizergrenze
vor 10 Jahren*

ben Karren oder Kastenwagen vor sich her. Andere tragen Rucksäcke oder formloses Gepäck. Eine ununterbrochene Karawane strömt zum Dorf. Dazu tauchen von allen Seiten getrennte Gruppen von Menschen und von Maschinen auf. Für sie alle gilt die gleiche Lösung: Flucht nach der gastfreundlichen Schweiz.

In diesem immer zunehmenden Strom, diesem höllischen Lärm tun Schweizer Soldaten ihre Pflicht. Sie sehen bestürzt, niedergeschlagen, besorgt aus. Sie bleiben jedoch pflichtbewusst, geduldig, wachsam. Sie beherrschen die Menge, vermeiden Zusammenstöße, regeln den wachsenden Verkehr.

Ein Biwak im Walde. Müde von den langen Märschen, gedrückt über den Zusammenbruch der stolzen französischen Armee, sitzen und liegen die entwaffneten Soldaten herum. Jetzt, wo sie den Schrecken der Schlacht entronnen, der Gefangenschaft durch den Feind sich zu entziehen vermochten, kann auch der lieblchen Pflege wieder Aufmerksamkeit geschenkt werden.



Niemand wird den Gegenbeweis erbringen können, dass Frankreich nicht ehrlich bestrebt war, dem Frieden zu dienen, den Frieden zu erhalten. Kein ehrlicher Deutscher wird den Beweis zu erbringen vermögen, dass nicht Hitler es war, der in seiner pathologischen Grossmannsucht den Zweiten Weltkrieg vom Zaune gebrochen hat. Bei den ewigen Versuchen aus Deutschlands Gauen, die Dinge und Tatsachen auf den Kopf zu stellen, ist es nicht nur angebracht, sondern eine zwingende Notwendigkeit, der Menschheit die Wahrheit immer und immer wieder in Erinnerung zu rufen.

Und nun wollen wir uns an die schweizerisch-französische Grenze begeben. Wir drehen das Rad der Geschichte um zehn Jahre zurück und zitieren aus dem Tagebuch eines Schweizer Offiziers, der den Uebertritt französischer Heeresteile an Ort und Stelle miterlebt hat.

Mittwoch, den 19. Juni 1940. Französische Soldaten, vormals Sieger der Marne-Schlacht, polnische Soldaten, Verteidiger ihrer Unabhängigkeit, und belgische Soldaten — alle bestrebt, unsere Grenze zu erreichen, zu überschreiten, Obdach zu finden. Das besiegte französische Heer ist von einem unwiderstehlichen Sturm, von Osten kommend, zurückgeworfen worden. Teile dieses Heeres überschritten unsere Grenze, um ihre noch ungebrauchten Waffen abzugeben, um bei unseren verblüfften, schüchternen Soldaten Zuflucht zu erbitten, um Pflege für ihre Verwundeten zu verlangen, sich zu erholen, um später wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können.

Le Chauffour, das kleine Dörfchen an der Grenze, wird von Tausenden von Soldaten, von unzählbaren Wagen, Lastwagen, Pferden aller Rassen, überschwemmt, Zivilisten schie-



Hier, beim Grenzübertritt in die neutrale Schweiz, fand die Entwaffnung der französischen Heeresteile statt. Gewehre und andere Ausrüstungsgegenstände wurden zu Haufen aufgestapelt.



Im Rückschau kommt uns erst so recht zum Bewusstsein, wie rasch die Zeit enteilt. War es nicht erst gestern, als durch den Zusammenbruch Frankreichs Teile der französischen Armee im Jura die Schweizer Grenze überschritten, entwaffnet, interniert wurden! Zehn Jahre sind seither im Strom einer ach so müden, entnervenden, zersetzenden Welt verbracht. Der schrecklichste aller Kriege ging zu Ende, das mit einer ungeheuren Schuld beladene Dritte Reich fiel mit Rauch und Gestank in Trümmer, Frankreich gehörte mit zu den Siegerstaaten. Doch es ist nicht mehr Krieg — aber es ist auch kein Frieden.



Die Soldaten sind bereits entwaffnet, sie befinden sich hier auf Schweizer Boden. Sie werden vorerst gepflegt, ärztlich betreut, und dann wurden sie auf Lastwagen und Omnibussen der Verkehrsbetriebe Bern, Basel und andere Städte ins schweizerische Hinterland transportiert. Es war im Monat Juni 1940. Der Krieg aber rollte weiter über Dörfer und Städte und Völker. Bis die Nemesis die Schuldigen ereilte, Hitler und seine entmenschten Mitgangster vernichtete.

In der Ferne hört man mitunter Kanonendonner. Die deutsche Armee dringt siegesicher weiter und weiter in Frankreich ein.

Die Kontrolle über die Flüchtlinge kann störungsfrei aufrechterhalten werden, die Namen werden registriert. Die entwaffneten Soldaten werden nach Soubey geführt. Hier werden sie einer sanitärischen Kontrolle unterzogen.

Krankenautos Sanitätswagen des Roten Kreuzes fahren über die Grenze nach Biel. Sie sind von Geschossen durchlöchert. Sie transportieren Verletzte, darunter Offiziere. Da ist ein Hauptmann mit von einem Schuss durchbohrten, gebrochenen Oberschenkel. Ich hatte den Mut nicht, den Mann zu entwaffnen.

Kolonnen von neuen, mächtigen Militärlastwagen, noch getarnt, kommen. Auch sie sind mit Soldaten vollbeladen. Militärautos transportieren die Offiziere und ihre Koffern. Motorräder aller Marken schlängeln sich durch das Durcheinander. Dann folgen Pferdefahrzeuge. Alles, alles flüchtet nach der Schweiz. Alle Fahrzeuge mit flüchtenden Soldaten, mit Kisten, Säcken, mit den verschiedensten Vorräten vollgestopft. Wir sehen gevierteilte Rinder auf den Brücken von Lastwagen. Darauf liegen durcheinander Soldaten, fettige Waffen, schmutzige Kleider. Auf einem Wagen sehen wir Kisten mit Schokolade, Kolonialwaren, Brot, Wein, Benzin. Mitten in diesem Getümel bewegen die Fussgänger sich vorwärts. Die Radfahrer stossen ihre Räder.

Dieser bunte Film rollte vor den Augen unserer Soldaten ab, ohne dass diese gänzlich zu verstehen mochten, was eigentlich vor sich ging. Erst später kam ihnen das ganze Geschehen, die ganze Tragik der Dinge voll zum Bewusstsein.

Jeder war sich aber bewusst, was hätte geschehen können, wenn plötzlich deutsche Truppen aufgetaucht wären oder wenn diese flüchtenden Kolonnen von Fliegern angegriffen worden wären. Deshalb wurden die Flüchtlinge so rasch wie irgendmöglich nach dem Innern des Landes geführt. Diese chaotisch flüchtenden Heeresteile hätten auf keinen Fall einem eventuellen deutschen Angriff widerstehen können.

Die Polen machten dank ihres korrekten Benehmens grossen Eindruck. Sie waren noch Soldaten. Ihre Offiziere standen ihnen bei. Sie sichtigten ihre Mannschaften vor der

Grenze und übermittelten ordnungsgemäss ausgestellte Listen ihrer Effekten. Ein Hauptmann liess vor sich seine Soldaten in Reih und Glied die Grenze überschreiten. Vor dem Grenzübergang liess ein anderer polnischer Offizier seine Kompanie in Zweierordnung antreten, Front gegen Frankreich. Sie sandten dem Lande, für das sie im Dienst gestanden, einen militärischen Gruss. Sobald sie Schweizer Boden betraten, waren sie Heimatlose. Das Benehmen dieser polnischen Truppen liess andere Eindrücke glücklicherweise in einem etwas gemilderten Lichte erscheinen. Sie waren auch die einzigen, die das ganze grosse



Bereitwillig half die Bevölkerung der jurassischen Grenzorte bei der ersten Verpflegung der Internierten mit. In grossen Waschkesseln wurde Tee gekocht und verteilt.

Unglück richtig erfasst hatten, in ihren Augen war masslose Wut zu erkennen.

Eine Artillerietruppe stellte sich vor. Fünfzehn Kilometer vor der Grenze hatten sie ihre Geschütze stehengelassen. Nur die Munition hatten sie mitgenommen.

Dann die Spahis. Man hätte glauben können, sie hätten sich für ein Defilee in Sidi-Bel-

Abbes vorbereitet. Rasierte, gepflegte, saubere Haltung. Das waren die Paradesoldaten eines Märchens. Rassige, hagere Männer, mit schokoladefarbiger Haut, dem wilden Bart, den feurigen, schwarzen Augen. Männer aus den Wüsten der Sahara, unvergleichliche Reiter auf ihren weissen Pferden. Sie waren schön. Der Typ des Berufskriegers, der nur die Pflicht, die Disziplin, die Militärschulung, die Aufopferung kennt. Sobald sie auf Schweizer Boden notdürftig einquartiert waren, fingen sie von neuem an zu putzen, bis zum geringsten Lederriemen, Essgeschirr, Sattel, roten Kapuzen, Pferde — alles! Sie hatten nur Hengste, mit eisernen Muskeln, langen, gekämmten Schweifen, mit kleinen Hufen. Hier sahen wir zum ersten Male echte, reinrassige, vollblütige Araberperde.

Nach den Soldaten kamen in langen Reihen Zivilisten über die Grenze. In Kinderwagen und Körben brachten sie einige Habseligkeiten mit. Sie waren müde, teilweise todmüde, hatten jedoch unter der Besetzung oder unter den Bombardierungen nicht gelitten. Es waren Frauen mit Kindern unter ihnen, Greise, junge Männer unter zwanzig Jahren. Das war der Film, der vor unseren Augen abrollte ...

Das waren die Eindrücke eines Schweizer Offiziers, der die Dinge an Ort und Stelle unmittelbar miterlebte, der Zeuge war, wie Teile einer desorganisierten, demoralisierten Armee die Flucht vor einem unbarmherzigen Feinde ergriffen.

Ist es nötig, heute, zehn Jahre nachher, jenes Zeitgeschehen in der Erinnerung aufzufrischen? Es ist nötig. Der Krieg ist vorbei. Doch die Welt ist dem wahren Frieden ferner denn je. Die Vernichtungs- und Zerstörungswaffen, welche aufgehäuft in ihren Arsenalen liegen, stellen jene des Zweiten Weltkrieges weltenweit in den Schatten. Friede oder Weltuntergang, das ist heute die Alternative, vor welcher die Menschheit steht. Und ist es nicht heiligste Aufgabe der Presse, die Menschheit aufzurütteln, sie aufzuwecken aus ihrem verhängnisvollen Dauerschlafe! Hat die Presse nicht Wichtigeres zu tun, als mit stupiden Sensationen die Menschheit von den Tatsachen abzulenken? Wenn die Stunde schlägt, könnte das Erwachen grauenhaft sein. Es braucht aber nicht so zu sein, es kann anders sein, jedoch — an jedem einzelnen liegt es, dafür zu sorgen, dass es anders ist.



Mit den 40 000 Soldaten kamen auch eine grosse Zahl Zivilflüchtlinge aus den Grenzgebieten in unser Land und suchten Asyl auf Schweizerboden.



Spahisoldat mit seinem gesattelten Araberhengst. Der rote Mantel des Mannes, die hellblaue Pluderhose, sein Turban, der Sattel mit dem hohen Sattelknopf zeigen die ganze Romantik dieser übergetretenen nordafrikanischen Reitertruppe, die auch bei unserer Bevölkerung Aufsehen erregte.